

INTERVIEW: MALTE HERWIG

Die große israelische Schauspielerinnen Hanna Maron ist am Freitag im Alter von neunzig Jahren gestorben. Im März empfing sie Malte Herwig, Autor des SZ-Magazins, zu ihrem letzten großen Interview in ihrer Wohnung in Tel Aviv.

Die berühmteste Schauspielerinnen Israels wohnt direkt gegenüber dem Habima-Nationaltheater, das ihr verstorbener Ehemann Yakov Rechter einst miterbaut hat. Hanna Maron lebt allein in der großen Wohnung, die mit Erinnerungen vollgestopft ist. An den Wänden hängt neben den Bildern bedeutender israelischer Künstler ein Plakat der jüdischen Entertainment-Brigade, mit der Maron nach dem Zweiten Weltkrieg die britischen Truppen in Palästina, Syrien und Italien bespakte. Fotos aus ihrer mehr als 85 Jahre langen Schauspielkarriere stehen auf der Anrichte – und am Eingang ein Gartenzwerg. Hanna Maron ist Israelin durch und durch, aber sie verleugnet ihre deutschen Wurzeln nicht. Sie ist als Jüdin in Berlin der Verfolgung durch die Nazis entkommen und hat ein Attentat durch palästinensische Terroristen überlebt. Sie spielte bis kurz vor ihrem Tod. Erst im vergangenen Jahr hatte Maron einen umjubelten Auftritt in dem Stück „Die Kofferpacker“ des israelischen Dramatikers Hanoch Levin.

SZ: Frau Maron, als Shirley Temple 1928 geboren wurde, waren Sie in der Weimarer Republik bereits ein Kinderstar. Heute stehen Sie in Israel noch immer auf der Bühne. Wie schaffen Sie das?

Hanna Maron: Ich liebe das Theaterspielen und habe mein ganzes Leben lang auf der Bühne gestanden. Ohne die Schauspielerei wäre ich wahrscheinlich längst tot. Vor ein paar Jahren rief jemand vom Guinness-Buch der Rekorde an und teilte mir mit, dass ich die dienstälteste Schauspielerin der Welt sei. Ich fand das sehr lustig. Ich habe ja schon 1927 mit vier Jahren angefangen, als Däumling im Theater von Renée Stobrawa in Berlin.

Als Hannele Maierzak wurden Sie bald zu einem der gefragtesten Kinderstars der Weimarer Republik. Sie spielten das Pümpchen in der Theaterfassung von Erich Kästners „Pümpchen und Anton“ und bekamen bald Filmrollen an der Seite von Hans Albers, Emil Jannings und Peter Lorre. Können Sie sich noch daran erinnern, was Sie sich von Ihrer ersten Gage als Kinderstar gekauft haben?

Nee, meine Mutter hat den Lohn einbehalten. Ich weiß gar nicht, wie viel ich damals verdient habe, aber in Schokolade wurde ich jedenfalls nicht bezahlt. „Pümpchen und Anton“ war ja ein Riesenerfolg, und die Filme auch.

Sie leben seit mehr als 80 Jahren in Israel, aber Sie sprechen noch immer Deutsch wie eine Berliner Göre.

Das bin ich ja auch! Ich habe eine echte Berliner Schnauze. (Fängt an zu singen) „Berlin und die Spree und die Siegesallee und der Kurfürstendamm und die Linden. Da sieht man bei Nacht sich die schimmernde Pracht von Millionen von Lichtern entzünden.“

Ihre Eltern müssen sehr stolz auf Sie gewesen sein.

Mein Vater war vor allem stolz darauf, dass er als einer der ersten in Deutschland Neonlicht hatte. Er war Elektriker und hatte eine gut gehende Werkstatt in Berlin. Wir wohnten in der Linkstraße am Potsdamer Platz, nicht unbedingt ein jüdisches Viertel. Zu Beginn der Nazizeit kamen Leute mit Parteiabzeichen zu uns und sagten ihm: Juden wie Sie haben wir gerne. Aber er war einer der wenigen in der jüdischen Gemeinde, die sofort verstanden, dass das für die Juden nicht gut ausgehen konnte. Gegenüber von unserer Wohnung war eine Nazi-Bierstube. Manchmal riss mein Vater die Fenster auf und brüllte „gemeine Hunde“ über die Straße. Meine Mutter hat immer verzweifelt versucht, ihn vom Fenster wegzuziehen.

„Zum Glück brach der Zweite Weltkrieg aus.“

1931 spielten Sie in Fritz Langs Klassiker „M – Eine Stadt sucht einen Mörder“ eines der Mädchen, die von einem Kindermörder verfolgt werden. Die Darstellung von Massenhysterie und Menschenjagd in Langs Film wird heute oft als Vorahnung der Nazi-Verbrechen gedeutet. Mit Verlaub: Ich spiele nicht! Das bin ich. Ich habe immer mein Selbst in diesen Rollen. Ich weiß nicht, ob sich das komisch anhört, aber es ist wahr. All diese Dinge sind auch in mir. Ich bin Medea, ich bin Königin Elisabeth, ich bin Rotkäppchen. Und der böse Wolf ist überall.

In Berlin waren Sie ihm Anfang der Dreißiger Jahre besonders nah. Haben Sie sich wie Rotkäppchen gefühlt, wenn Sie als junges Mädchen durch die Straßen gegangen sind und immer mehr braune Uniformen gesehen haben?

Damals wusste ich nichts von der Gefahr. Aber ich erinnere mich noch an ein Erlebnis: In einem der Häusereingänge in der Linkstraße war ein Blinder, der Schnürsenkel und Abzeichen verkaufte. Ich fand die schwarz-roten Anstecker so schön, da habe ich einen gekauft. Als ich damit nach Hause kam, hat mein Vater ihn sofort heruntergerissen und geschrien, er wolle das nie wieder sehen. Damals hat man Kindern nicht viel erklärt. Ich hatte keine Ahnung, warum er dieses schöne Abzeichen nicht mochte.

„Ich spiele nicht! Das bin ich“

Sie spielte Rotkäppchen auf Deutsch, Dolly auf Englisch, Medea auf Hebräisch. Das letzte Interview der Schauspielerinnen Hanna Maron – sie starb am Freitag



„Ich bin eine Schauspielerin, bei der die Sprache und die Rolle ganz zu einem Teil von mir werden“: Hanna Maron, damals Hannele Maierzak, war einer der ersten deutschen Kinderstars – das Bild stammt aus ihrem Album.

1932 trennten sich dann auch noch Ihre Eltern. Warum?

Es gab viel Streit, sie konnten nicht gut miteinander. Mein Vater war kein Zionist, aber er wusste, dass in Palästina nach Elektrikern gesucht wurde und er dort sofort bei den Stromwerken eine Anstellung bekommen würde. Meine Mutter war glücklich, solange ich Theater spielte. Sie war eine wunderschöne und lustige Frau, hat mir viele Lieder beigebracht und die Fähigkeit, die Dinge mit Humor zu sehen. Aber sie hasste Palästina. „Da gibt es nur Kamele und Sand“, hat sie geschimpft, mich eingepackt und ist mit mir nach Paris geflohen.

Wovon haben Sie dort gelebt?

Ich habe Kästners „Emil und die Detektive“ am Champs Elysees Studio gespielt und am Theatre Fontaine – natürlich auf Französisch. Aber irgendwann reichte das Geld nicht mehr. Meine Mutter fand eine ungarische Familie, die eine Wäscherei hat-

te, und sollte Kunden akquirieren. Aber sie konnte überhaupt kein Französisch, also musste ich mit einer langen Liste von reichen Leuten durch Paris tingeln und Klippen putzen. Eines Tages stand ich vor einer beeindruckenden Stadtvilla und eine wunderschöne, elegante Dame machte mir auf. Als sie hörte, dass wir Flüchtlinge waren, kam sie mit einer riesigen Schokoladenkiste zurück. Das Ehepaar hatte keine Kinder und wollte mich schließlich adoptieren. Meine Mutter hätte sogar ja gesagt – unter der Bedingung, dass sie mitadoptiert wird und in Paris bleiben kann. Aber daraus wurde nichts.

Wie fühlten Sie sich, als Sie 1933 in Tel Aviv ankamen?

Ich war vollkommen glücklich und habe innerhalb weniger Monate Hebräisch gelernt. Das war leichter, als mir den Berliner Knicks abzugewöhnen! Sprachen sind mir schon immer leicht gefallen. Für meine

Mutter aber war es schrecklich. Sie blieb hier bis zu ihrem Tod unglücklich.

Sie setzten Ihre Theaterkarriere auf Hebräisch fort und wurden zur gefeiertsten Schauspielerin Israels – obwohl Sie nie auf einer Schauspielschule waren.

Die Schauspielerei kann man nicht lernen. Als ich sechzehn war, nahm ich ein paar Monate Unterricht an der Habima, dem späteren israelischen Nationaltheater. Man sagte uns dort, wir sollten so lange auf der Bühne im Kreis gehen, bis wir uns „bis zum Rand füllen“. Also bin ich im Kreis gegangen und gegangen und versuchte verzweifelt, mich zu füllen – ohne Erfolg. Es war grauenhaft. Zum Glück brach der Zweite Weltkrieg aus. Ich trat in die Britische Armee ein und habe Truppenunterhaltung vor Tausenden von Soldaten in Tel Kabir gemacht und in Kairo den dicken König Farouk gesehen.

Nach dem Krieg gehörten Sie zum Gründungsensemble des Kammertheaters in Tel Aviv.

Als David Ben Gurion am 14. Mai 1948 den Staat Israel ausrief, stand ich abends auf der Bühne in einem der ersten israelischen Stücke, Moshe Shamirs „Er ging durch die Felder“. Danach feierten wir die ganze Nacht durch, als ob es keinen Morgen gäbe.

Sie haben fast 100 Rollen in Ihrem Leben gehabt, haben in Stücken von Ibsen, Tschechow, Shakespeare und Beckett gespielt. Welche Rolle hat Ihnen am besten gefallen?

Die Königin Elisabeth in Schillers „Maria Stuart“. Diese Elisabeth damals war eine mächtige Frau, eine Politikerin – keine Puppe wie die heutige Elisabeth. Und doch sagt sie bei Schiller, dass auch Könige nur Sklaven sind.

Wie ist das, Schiller auf Hebräisch zu spielen?

Wunderbar. Hebräisch ist eine reiche, schöne Sprache, wenn man gut übersetzt.

Nach dem Krieg holte Sie der Regisseur Holk Freytag in der gleichen Rolle an das Theater in Wuppertal. Wie war es, als Jüdin nach dem Holocaust das erste Mal wieder in Deutschland aufzutreten?

Es war schwer, und natürlich habe ich erst gezögert, als Holk Freytag nach Israel kam und mich einlud. Aber dann dachte ich: warum nicht? Man will ja gegen den Hass

sein. Mit der deutschen Sprache und Literatur habe ich ohnehin keinen Krieg. Und schon gar nicht mit dem Theater in Wuppertal, wo auch die wunderbare Pina Bausch war. Also sagte ich mir: Probier es! Aber wissen Sie, was das Schwierigste war? Ich bin eine Schauspielerin, bei der die Sprache und die Rolle ganz zu einem Teil von mir werden. Deutsch war meine Kindersprache, aber nun musste ich als Erwachsene dieser Sprache gerecht werden.

Ist das Alter eine Tragödie oder eine Komödie?

Beides. Weil man gerne möchte und nicht kann. Ich hatte einen wunderbaren Mann, Yakov Rechter, ein großer Architekt. Leider lebt er nicht mehr, und meine beiden Ehemänner vor ihm sind auch tot. Ich habe sie nicht getötet! (Lacht) Aber ich glaube, ich hätte noch einmal heiraten sollen, als ich noch jünger war. Nun lebe ich allein und denke manchmal, es wäre schön, wieder einen Verehrer zu haben.

Bei einem Terroranschlag auf dem Münchner Flughafen entkamen Sie 1970 selbst nur knapp dem Tod.

Wir machten in München einen Zwischenhalt auf dem Weg nach London, wo ich die Hauptrolle in dem Musical „Hello, Dolly!“ spielen sollte. Ich ging gerade die Treppe zum Flughafenbus hinunter, als plötzlich ein Mann vor mir stand und schrie: „Das ist ein Anschlag. Wir werden euch töten.“ Das ist ein dramatischer Satz, den habe ich nie vergessen. Er hatte wunderschöne blaue Augen und schaute mich direkt an. Dann zündete er eine Handgranate, und die Wucht der Explosion schleuderte mich die Treppe hinunter. Ich spürte, wie sich unter mir eine rote, klebrige Lache aus meinem Blut bildete, und musste an Senecas Medea denken, die wir gerade probten. Zum Glück fand mich ein Kellner und ich wurde sofort ins nächste Krankenhaus gebracht.

Die Münchner Ärzte retteten Ihr Leben, aber sie mussten Ihnen ein Bein amputieren. Hatten Sie Angst, dass Ihre Schauspielkarriere nun für immer beendet ist?

„Es gibt hier sehr wenige gute Rollen für Neunzigjährige.“

Ach, mein lieber Mann, das war schrecklich. Aber es gab zwei Menschen, die mir Hoffnung machten. Eines Nachmittags betrat eine Frau mein Krankenzimmer und tanzte vor mir Walzer und Piouetten. Ich hielt sie erst für verrückt, bis sie mir ihre Prothese zeigte. Das war der eigentliche Wendepunkt für mich. Außerdem schickte mir ein schwerverletzter israelischer Soldat Briefe in die Münchner Klinik und machte mir Mut: Du lebst und kannst kämpfen, und du musst eines Tages wieder auf der Bühne stehen. Ein paar Jahre später haben wir auf seiner Hochzeit gemeinsam Walzer getanzt.

Sie standen tatsächlich bereits im Jahr darauf schon wieder auf der Bühne – als Medea in Senecas gleichnamiger Tragödie.

Dabei konnte ich noch nicht einmal wieder richtig laufen. Man hatte mir einen gewaltigen Sessel auf die Bühne der Habima gestellt. Da saß ich nun und begann mit dem großen Rache-Monolog der Medea. Plötzlich begann das Publikum, begeistert zu applaudieren und ich merkte auf einmal, dass ich stand. Ich war aufgestanden! Das Theater hat mich geheilt.

Trotz des Terroranschlags haben Sie sich immer für die Versöhnung zwischen Israelis und Palästinensern eingesetzt. 1994 reisten Sie als Mitglied der israelischen Delegation zur Unterzeichnung des Osloer Friedensabkommens nach Washington. 2011 verlasen Sie auf dem Boulevard Rothschild in Tel Aviv eine palästinensische Unabhängigkeitserklärung und wurden dafür von rechten Demonstranten beschimpft.

Diese Leute haben geschrien, man hätte mir beide Beine abschneiden sollen. Ich hasse die Rechte in Israel und bin sehr enttäuscht von der Politik, die hier bei uns zur Zeit gemacht wird. Ich bin immer dafür gewesen, dass wir Frieden mit den Palästinensern schließen. Das palästinensische Volk lebt schließlich auch hier. Es ist eine ungeheure Tragödie, dass unsere Führung bis heute keinen Weg gefunden hat.

Welche Rolle möchten Sie als nächste spielen?

Ich würde gerne wieder im Fernsehen auftreten. Aber es ist nicht so, dass ich jeden Tag Anrufe bekomme mit Angeboten. Wissen Sie, es gibt hier sehr wenige gute Rollen für Neunzigjährige.

Sie stehen seit 86 Jahren auf der Bühne, haben das Dritte Reich und einen Terroranschlag überlebt. Sind Sie unsterblich? (Lacht schallend)

Nee, das will ich gar nicht sein. Stört es Sie, wenn ich rauche? Wollen Sie auch? (Zündet sich eine Zigarette an) Ich hoffe, dass ich irgendwann einschlafe, so wie ich jetzt bin. Nach dem Tod meines Mannes habe ich öfter über den Tod nachgedacht als jetzt. Ich möchte neben Yakov begraben werden, aber ohne religiöses Brimborium. Es soll eine schöne Feier werden. In meinem Testament steht, dass man rote und orangene Luftballons verteilen und fröhliche Musik machen soll.

Was soll auf Ihrem Grabstein stehen?

„Sahkanit“ – Schauspielerin. Und wenn auf dem Stein noch Platz ist, ein Zitat von Shakespeare: „Vor allem aber, sei dir selbst treu.“

HEUTE

Feuilleton
Bonaparte verkörpern mit ihrem Performance-Punk-Pop den Berliner Hedonismus 13

Literatur
Tim B. Müller untersucht demokratische Experimente nach dem Großen Krieg 14

Das Politische Buch
Indien ist gigantisch groß, aber noch größer sind seine gesellschaftlichen Probleme 15

» www.sz.de/kultur

Laute Tröten

Partizipation am Bau ist in Mode, aber nur als Lippenbekenntnis

Über Berlin hat sich der Sturm gelegt. Und siehe da: Die Wüste lebt. Das ist die gute Nachricht. Eine schlechte gibt es auch: Die Wüste ist immer noch eine Wiesenwüste mit stillgelegten Landebahnen, die sich besonders gut zum Würstchengrillen eignen. Gemeint ist das Tempelhofer Feld, dessen Status quo vor einigen Tagen (SZ vom 27. Mai) mit Hilfe eines Volksentscheids verteidigt wurde gegen das Ansinnen des Senats, den Rand davon (ein Viertel des Areals) mit Wohnungsbau, Schulen und einer Bibliothek zu beglücken. An dieses Glück mochte man in Berlin nicht glauben. Das demokratisch herbeigeführte Votum war eindeutig: Die Wiese bleibt, der Wohnungsbau geht – woanders hin.

Wohin genau ist nun die eine Frage. Eine andere Frage lautet, was derartige Volksentscheide und Bürgerbegehren, die landesweit zunehmen, für das Planen und Bauen bedeuten. Werden immer öfter die Bürger darüber befinden, welche Städte an welchen Stellen welcher Nutzung zugeführt werden? Schön wär's. Nicht erst seit dem Triumph der Wiesenfreunde (er sei ihnen gegönnt) über die Betonfraktion (die sich jetzt zerknirscht gibt) sieht es nach einer neuen Planungskultur für Deutschland aus. Über Berlin hinaus.

Offenbar hat man aus dem Desaster Stuttgart 21 gelernt. Könnte man denken. Wäre da nur die Studie nicht, die im Auftrag der Bundesstiftung Baukultur im Mai erstellt wurde und nun für einen veritablen Kater unter Partizipationsfreunden sorgt. Unter der Überschrift „Partizipation nur mäßig – alles nur Protest?“ werden demnach jenseits populärer, medial begleiteter Voten (wie eben jener um das Tempelhofer Feld in Berlin oder, vor Jahren, der Entscheidung in München gegen Hochhäuser, die die Frauenkirche überragen) weniger gute Nachrichten vermeldet.

Das soll den Sieg über Randbebauungen oder Hochhäuschen nicht schmälern: Es ist allemal besser, einmal mehr über die Bauvorhaben nachzudenken, bevor die Bagger rollen, um spätere Termine, Kosten und Nutzen zu negieren. Aber der Sieg des vermeintlichen Volkes gegen die vermeintliche Technokratie der Planer ist wohl nicht immer ein Sieg des Volkes. Das ist alarmierend.

Könnte es sein, dass man eine Meinung zu etwas hat, wovon man keine Kenntnis besitzt?

Denn somit wäre der Sieg der Demokratie keiner der Demokratie, sondern einer der lautstarken Minderheiten, die über die Zukunft schweigender Mehrheiten befinden. Was fatal wäre. Laut Studie (Resultat einer repräsentativen Forsa-Umfrage zur Stadt- und Wohnumfeldentwicklung) beteiligen sich die Bundesbürger entgegen der überall anzutreffenden Beteiligungseuphorie nämlich „nur mäßig bei Planungsvorhaben am Wohnort“. Interessant ist vor allem diese Diskrepanz: „29 Prozent der Bürger nutzen Unterschriftenaktionen als Mittel der Bürgerbeteiligung“ – aber „nur 16 Prozent haben bereits an einer öffentlichen Anhörung über Planungsvorhaben oder Baumaßnahmen teilgenommen.“ Könnte es folglich sein, dass man eine starke Meinung zu etwas hat, wovon man keine detaillierte Kenntnis besitzt? Das wäre das genaue Gegenteil einer neuen Planungskultur. Das wäre nur der Anschein von Demokratie, im Übrigen aber ein Sieg nicht der besseren Argumente, sondern der lautereren Tröten.

Reiner Nagel, der Vorstandsvorsitzende der Bundesstiftung Baukultur, sagt: „Wir entdecken da Widersprüche in Wahrnehmung und tatsächlichem Verhalten der Bürger. Laut der Forsa-Umfrage haben wir bundesweit eine eher mäßige Beteiligung bei Planungsvorhaben – aber in der öffentlichen Wahrnehmung eine weit verbreitete Protesthaltung (...) gegen große Baumaßnahmen.“ Allerdings sei dennoch ein wachsendes öffentliches Interesse an Projekten aller Art zu verzeichnen. Das stimmt letztlich doch noch hoffnungsfroh, denn so besteht Aussicht, dass der Ära der wutbürgerlich motivierten, meist emotionalisierten Bau-Streithanseln eine viel engagiertere und erkenntnisstiftendere Debatte um das Bauen folgen könnte. Nur müsste man sich dazu in die öffentlichen Anhörungen begeben, die schon lange zur Planungskultur gehören, aber noch immer allzu unbeachtet bleiben. Die Informationen, die man hier erhält, könnten ja auch die starke Meinung gefährden. GERHARD MATZIG



„Sei dir selbst treu“: Hanna Maron im März 2014.

FOTOS: ODED PLOTNIZKI